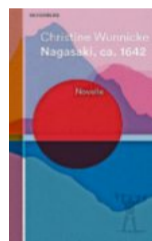


Der Berenberg Verlag muss etwas geahnt haben. Im Frühjahr wurde, als wäre es ein Hors d'œuvre, Christine Wunnickes vor zehn Jahren in der mittlerweile untergegangenen Edition Epoca publizierte Novelle „Nagasaki, ca. 1642“ wiederaufgelegt. Das eigentliche Festmenü aber hat uns Wunnicke erst jetzt beschert: mit ihrem neuen Roman „Die Dame mit der bemalten Hand“, der sich seit gestern auf der Shortlist des diesjährigen Deutschen Buchpreises befindet. Das sollte der 1966 geborenen Münchner Autorin, die schon seit mehr als zwanzig Jahren im Geschäft ist, endlich den verdienten Durchbruch beim großen Publikum bescheren, nachdem sie seit vielen Jahren ein Liebling der Kritik ist und mit dem Literaturpreis der Landeshauptstadt München kürzlich auch die erste bedeutende Auszeichnung erhalten hat. Da ihre Bücher allesamt kurz sind, freut man sich, zwei auf einmal lesen zu können. Und noch dazu zwei so thematisch wahrverwandte.

Der Titel der wiederaufgelegten Novelle ist bezeichnend für Wunnickes Literaturverständnis: Das „ca.“ ist paradox bei einer fiktiven Geschichte, die die Autorin doch nach Gutdünken gestaltet, also auch



Christine Wunnicke: „Die Dame mit der bemalten Hand“. Roman. Berenberg Verlag, Berlin 2020. 168 S., geb., 22,- €.



Christine Wunnicke: „Nagasaki, ca. 1642“. Novelle. Berenberg Verlag, Berlin 2020. 112 S., br., 14,- €.

mit einer eindeutigen Handlungszeit versehen kann. Aber das Unbestimmte, Zeitlose ihrer historischen Stoffe ist deren Charakteristikum, und so ist die Geschichte des auf seinen Karrierehöhepunkt zusteuenden Samurai Seki Keijiro, der in Nagasaki auf den jungen Abel van Rhee trifft, welcher als Dolmetscher in die niederländische Handelsniederlassung auf der künstlichen Insel Dejima gekommen ist, eine Parabel nicht nur aufs familiäre und gesellschaftliche Leben, sondern auch eine über das Missverstehen der Kulturen an der sprachlichen Oberfläche, das aber in ein viel tieferes Verständnis münden kann, wenn man überhaupt beginnt, miteinander zu sprechen. Und all das bildet auch wieder den Kern der Handlung von „Die Dame mit der bemalten Hand“.

Darin sind wir ein Jahrhundert weiter und ein paar tausend Kilometer näher an Europa. Exotisch aber ist auch dieses Setting allemal. Wieder ist ein junger Mann ausgeschickt worden: Carsten Niebuhr, und zwar als „Mathematicus“, sprich Kartograph, einer von einem Göttinger Orientalisten angeregt und vom dänischen König finanzierten Forschungsreise nach Arabien, von der sich der Gelehrte reichen wissenschaftlichen und der Monarch reichen finanziellen Ertrag versprach. Beide werden enttäuscht, denn außer Niebuhr kehrt keiner der anderen fünf Expeditionsteilnehmer zurück. So weit, so wahr.

Wunnicke vernebelt aber einmal mehr geschickt die historischen Fakten in ihrem Roman. Ihr Niebuhr ist ein Jahr später geboren als der echte, doch die Reise geht dafür ein Jahr früher los. Und die führt den zur Haupthandlungszeit dreißigjährigen Deutschen nicht nur bis nach Persien wie in der Wirklichkeit, sondern weit darüber hinaus (über Persien wie die Wirklichkeit), bis nach Indien nämlich, auf eine kleine Flussinsel nahe der Metropole Bombay: Gharapuri, von den Europäern Elephanta genannt nach der Steinskulptur eines Elefanten, die sich heute im Britischen Muse-

Keine Seele, die nicht ein Fieber gleich den Tollen fühlte

Doppelt erzählt hält besser: Christine Wunnickes neuer Roman „Die Dame mit der bemalten Hand“ setzt ihre Reihe von Vergangenheitsfiktionen aufs schönste, klügste und witzigste fort. Und für Shakespeare-Freunde steckt auch noch etwas drin.



Nichts Böses kann in solchem Tempel wohnen: Götter auf Gharapuri, dem Schauplatz von Wunnickes Roman Foto Mauritis

um befindet. Auf Gharapuri geblieben aber sind bis heute zahlreiche Darstellungen der hinduistischen Götterwelt, die aus den Wänden eines ausgebauten Höhlensystems herausgemeißelt wurden. Seit 1997 ist die Insel deshalb Weltkulturerbe.

Für Niebuhr und mehr noch den Mann, den er auf Gharapuri trifft, den persischstämmigen Astronomen Musa al-Lahuri, sind die vom Zahn der Zeit angenagten Skulpturen indes weniger künftiges Weltkulturerbe als Weltalträume. Weder der Christ noch der Muslim können mit diesen Gestaltwandlergöttern und ihrer hochsexualisierten Codierung allzu viel anfangen, wobei Musa immerhin eine Erklärung für das Unerklärliche der indischen Darstellungen hat: „Sie bedecken die Flächen mit Chaos, damit man die Geometrie ihres Bauwerks nicht sieht.“

Musa ist ein rationaler Geist – wie auch nicht bei seiner Profession? Er baut die besten Astrolabien des Subkontinents, und auf der Pilgerfahrt nach Mekka hat er noch einen Seitenabstecher zu einem ignoranten Kunden gemacht und ist danach auf Gharapuri hängengeblieben, weil er sich um den dort fieberkrank liegenden Deutschen gekümmert hat. Das triste Eiland fährt kein Boot mehr an. Neben den beiden Männern gibt es auf der Insel nur noch Malik, Musas jungen persischen Gehilfen und künftigen Schwiegersohn, sowie eine indische Bettlerkolonie.

Eine Multikulti-Truppe also, die sich viel zu sagen hätte, wenn sie über eine gemeinsame Sprache verfügte. Das aber tun nur Musa und Niebuhr. Ersterer ist ein polyglotter Tausendsassa, dem bisweilen das gestelzte Sanskrit den Wortsinn verdunkelt, doch Letzterer beherrscht genug Arabisch, um sich mit ihm zu unterhalten. Dabei gelingt es Wunnicke großartig, Niebuhrs Versuch der wörtlichen Übertragung von deutschen Begriffen ins Arabische anschaulich zu machen: Das Märchen vom „Tischlein deck dich“ wird zum „Deck dich selbst, oh kleiner Tisch des Wunders“, die Wendung „Maulaffen feilhalten“ zu „Affen des Mundes zu Markte tragen“, oder jemand „lügt wie gestempelt“. Die Missverständnisse und Mischverhältnisse zwischen Musas und Niebuhrs schönsten, auch witzigsten Ausdruck, und die wechselseitige Fassungslosigkeit über das ihnen jeweils am anderen so Irritierende wird doch immer wieder gemildert durch das für die beiden ganz Fremde um sie herum: Indien.

Verständigung erfolgt über den Nachthimmel, vor allem das Sternbild Kassiopeia, das im arabischen Verständnis nur Teil einer viel größeren Konstellation ist, die die Bezeichnung „Dame mit der bemalten Hand“ trägt. Das kleinere Bild im größeren (und umgekehrt) findet bei Wunnicke seine höchst irdische Entsprechung in Musas Familienkonstellation mit zwei Frauen und einem ganzen Schock Kinder, von dem ihm das liebste die Tochter Nayyirah ist, die ihren großen Auftritt im fast zwanzig Jahre später angesiedelten Schlusskapitel bekommt, und zwar buchstäblich als Dame mit (henna-)bemalter Hand. Alles ist in diesem Roman mit allem verknüpft: die Götter mit der Menschenwelt, der Himmel mit der Erde, Orient und Okzident, aber mit der Intelligenz von Shakespeares „Sturm“, der sich die Grundkonstellation verdankt, wie im Finale noch einmal deutlich gemacht wird, schwebt auch alles im Imaginären – dem Proprium des Romans.

War alles doch nur ein Fieberbild, geträumt irgendwo in Persien? Eine Bemerkung Niebuhrs nach der Rückkehr legt es nahe. Auch Malik, so lernen wir gegen Ende von Musa, war gar nicht mit ihm auf Gharapuri. Als Niebuhrs Reiseaufzeichnungen in französischer Sprache ihren Weg nach Indien finden, nennt Musa sie das dümmste Buch der Welt, aber er selbst erzählt Nayyirah von dem gemeinsamen Inselabenteuer. „Ihr lügt!“, rügt die Tochter den Vater und fordert doch sofort: „Erzählt! Wie ging das zu?“ Wir können nie genug erzählt bekommen, aber zwei Bücher von Christine Wunnicke sind schon mal ein Festschmaus. Nun bitte noch als Digestif den Buchpreis für das eine davon. ANDREAS PLATTHAUS

Immer im Konjunktiv

Das Romandebüt „Neon Pink & Blue“ von X Schneeberger

Die Beilage liefert ein Bild der Hauptsache. Stütz, der dem bitterarmen Erzähler dieses Romans eine Zeitlang Obdach gibt, schneidet den Romanesco-Kohl mitten entzwei. So sehe die Struktur der Wirklichkeit, der Wirklichkeiten aus: „Ineinander verdreht, das Vorher und das Nachher, das Hier und das Dort, das Jetzt und das All – das Männliche und das Weibliche, das hatten schon die Indianer gewusst. Nur wenig würde es da eigentlich brauchen und man wäre woanders, an dem Ort, in anderer Zeit. In einem anderen Körper. Oder im selben Körper – aber anderen Geschlechts. Es bräuchte nur einen kleinen Dreh.“

Eigentlich weiß das der Erzähler namens Schneeberger in X Schneebergers Roman „Neon Pink & Blue“, so kommt dieser ja voran: Mit kleinen Drehs wechseln anmutig Wirklichkeiten, Zeiten, Orte, Geschlechter. Mal ein Tänzchen unter der Plastikpalme am Zürcher See mit einem Glacecornet in der Hand, mal lange Spaziergänge mit Stütz (und Robert Walser im Geiste), dann tage-, nächtelange Raves, mit oder ohne Drogen, aber immer im Konjunktiv. Mit dem steht er auf vertrautem Fuß, mit sich nicht, weshalb sich der Roman zunächst wie die Wiedergabe eines anderen Romans liest. Woanders sein und wann anders, dazu braucht es wenig, und auch der junge Mann braucht in diesem heißen Sommer wenig. Er tritt auf als Diseuse, und oft glückt es, „keine Fremden anzubetteln, niemandem vor Hunger in die übrig gebliebenen Pommes-frites zu fallen und keine angerauchten Zigaretten von den Bushaltestellen aufzulesen, auch Stolz könne man noch minimalisieren“. Fast geht er dabei drauf, eine geliehene Unterhose am Leib und sonst wenig.

Schneeberger ist geflohen aus seinem Leben und sucht das Vergessen. Die Wohnung verliert er bald, doch mal nimmt ihn die eine Freundin, mal der andere Freund mit, kocht für ihn, leiht ihm Kleidung. Notfalls bezieht er eine Bank am See. Bei Stütz, dem ehemaligen Bankräuber, ist es gut auszuhalten, aber er will Geschichten als Gegenleistung. Schneeberger lässt sich von den Bildern und Zeitungsausschnitten in einer Zigarrenschachtel anregen, seiner letzten Habe. Bis auf wenige Ausnahmen zeigen die Fotos Unbekannte aus dem Aargau, aber das macht nichts. Denn Schneeberger erzählt von seiner Kindheit dort: Eltern verdingen ihre Kinder aus Not, geben sie als Knechte und Mägde in fremde Hände. Überschwemmungen löschen im Flussdelta von Aare, Limmat und Reuss alle Spuren. Tiere und Menschen verschwinden ebenso wie aller Besitz der meist Zugewanderten, ihre kärntnerisch-slowenische Sprache und jede Erinnerung. Bis auf die, die Schneeberger findet oder vielmehr erfindet.

Er erzählt aus Trauer und Wut, denn er wollte ein Mädchen sein. Die Eltern gaben den Sohn nicht in fremde Hände, aber die Mutter korrigierte mit den ihren die Rückgratverkrümmung des Säuglings, als wäre er „Knütt“. Der Erwachsene erwähnt die Eltern nicht. Erst am Ende treten sie auf, im zweiten Romantitel, erzählt von Chloé Noëme, einer von Schneeberger erfundenen Dragqueen. Sie ist zuständig für die verschwiegene Geschichte und überlebt dank des Erzählers, anders als die anderen suizidalen Figuren von Schneeberger. Dieser letzte Dreh, der Wechsel des Geschlechts mit all seinen Problemen (eine Dragqueen ist nackt keine Dragqueen mehr . . .) erlaubt Schneeberger, als „Figurant“ durch Noëmes Erzählungen zu strömen. Daher also das geschlechtsindifferente X als Vorname des Autors auf dem Cover.

Atemlos ist dieses Debüt erzählt, es geht um Leben und Tod, und wie bei Peter Kurzeck muss der Augenblick eingefangen werden, bevor er verronnen ist, sei es der des Glücks im Tanz oder der der Angst vor der Erinnerung. Er drängt in den Satz, bohrt ihn auf mit Einfällen und Einwüfen und längt ihn. Dafür beschleunigt Schneeberger, lässt Hilfsverben weg, verzichtet weitgehend auf Konjunktionen wie „weil“ und „denn“ und auf die Kausalität sowie. Der Zufall regiert, auch bei der Lektüre verschiedenster Texte, die alle zu ihm sprechen und aufgenommen werden in das Buch. Denn Erzählen ist die Rettung, Immerweitererzählen. Ein furioses Buch voller Lebenssehnsucht aus dem Nullpunkt heraus. JÖRG PLATH

X Schneeberger: „Neon Pink & Blue“. Roman. Verlag die brotspuppe, Biel 2020. 272 S., geb., 28,- €.

Des Emirs edle Gaben

Christian Chesnot und Georges Malbrunot über die finanzielle Förderung des Islams in Europa durch Qatar

Der finanzielle Einfluss von Golfstaaten auf den Islam in Europa ist kein Geheimnis, konnte aber bisher kaum konkret nachgewiesen werden. Wenn große Moscheen oder Bildungszentren in Europa gegründet werden, wird immer wieder behauptet, sie seien ausschließlich mit Spenden von Gemeindegliedern finanziert worden. Mit dieser Legende räumt das Buch von Christian Chesnot und Georges Malbrunot auf. Die beiden französischen Journalisten wissen bis heute nicht, wer ihnen vor vier Jahren die vertraulichen Dokumente zukommen ließ, die belegen, wie gezielt das Emirat Qatar die Ausbreitung eines fundamentalistischen Islams in Europa fördert. Im Detail listen die Geheimdokumente die Geldströme auf, die von dem Wohltätigkeitsverein Qatar Charity mehr oder weniger im Auftrag der Regierung an insgesamt 138 Moscheen, Schulen und Bildungszentren in Europa flossen. Der eigentliche Skandal sind aber nicht die Geldtransfers, sondern ihr Adressat. Denn das ist den Dokumenten nach in vielen Fällen das Aktionsfeld der Muslimbruderschaft, der Mutterorganisation des politischen Islams.

Das Emirat, in das viele Muslimbrüder nach der Vertreibung aus Ägypten durch Gamal Abdel Nasser und vor einigen Jah-

ren dann durch Abd al Fattah al Sisi flohen, ist heute eine Kommandozentrale der Bruderschaft. Ihr Chefideologe, Yusuf al-Qaradawi, propagiert von Qatar aus die Errichtung von islamischen Gottesstätten auf europäischem Boden. Anders als viele Salafiten haben es die



Christian Chesnot und Georges Malbrunot: „Qatar Papers“. So beeinflusst der Golfstaat den Islam in Europa. Seifert Verlag, Wien 2020. 300 S., br., 22,95 €.

Muslimbrüder aber nicht auf gewaltsamen Umsturz abgesehen. Sie verfolgen eine legalistische Strategie, die sich geschickt den Umständen anpasst, aber ihr langfristiges Ziel nicht aus den Augen verliert: die Überordnung des Islams über alle weltlichen Angelegenheiten in Europa.

Das Werkzeug dieser legalistischen Variante des Islamismus ist die Bildung. Die Bruderschaft hat zu diesem Zweck in Europa ein dichtes Netz von Institutionen aufgebaut, die nach außen jede Verbindung zur Bruderschaft abstreiten. Das

Europäische Institut für Geisteswissenschaften, das neben seinem Hauptsitz bei Paris eine Zweigstelle in Frankfurt am Main unterhält, wurde ebenso auf die Initiative al-Qaradawis gegründet wie der europäische Fatwa-Rat in Dublin und Rüsselsheim, der Verhaltensempfehlungen für Muslime in Europa gibt. Auch hier ist der Skandal nicht die Existenz der Institution, sondern die Tatsache, dass Vertreter eines fundamentalistischen Islams aus dem Ausland Gläubigen Anweisungen geben, die jene ihrer Umgebung nur entfremden können. Nicht weniger bedenklich ist, dass ein al-Qaradawi, der das NS-Regime ebenso wie Terroranschläge auf Israel verherrlicht, Einfluss auf Lehrpläne in Europa nimmt.

Die Dokumente von Chesnot und Malbrunot belegen die oft mit komplizierten Finanzkonstrukten verschleierte Geldströme zwischen Qatar Charity und der Muslimbruderschaft und zeichnen dabei eine Verbindung nach, die sich bis in die höchste staatliche Ebene erstreckt. Die Zuwendungen lassen sich bis ins Büro des Emirs zurückverfolgen. Anders als von ihr selbst behauptet, dient die Wohltätigkeitsorganisation klar den ideologischen Zielen des Emirats. Für die Missionierung Europas hat die Organisation eine eigene Abteilung eingerichtet. Geleitet

wird sie von Scheich al-Hammadi, den der französische Geheimdienst als engen Vertrauten al-Qaradawis bezeichnet.

Es geht den Autoren nicht um eine Abrechnung mit dem Islam und einen Kulturkampf gegen muslimische Gotteshäuser. Muslime, schreiben sie, „haben ein Recht auf angemessene Gebetsräume“. Ihre Warnung gilt einem fundamentalistischen Import-Islam, der nicht auf friedliche Koexistenz, sondern Eroberung und Unterwerfung abzielt. Emmanuel Macron hat Anfang dieses Jahres erklärt, dass ein solcher Islam keinen Platz in Frankreich habe. Bei ihren Recherchen treffen die Autoren aber immer wieder auf Bürgermeister, die sich von den staatlichen Behörden alleingelassen fühlen und sich aus Ahnungslosigkeit oder Mangel an Alternativen auf die Muslimbruderschaft einlassen. Das ist auf den ersten Blick sogar verständlich. Die Muslimbrüder sind gebildete und eloquente Ansprechpartner. Andererseits nehmen sie es mit der Wahrheit nicht so genau. Anhand der Dokumente werden sie von den Autoren ein ums andere Mal der Lüge überführt.

Als das Buch 2019 in Frankreich erschien, wurde es schnell zum Politikum und nahm Einfluss auf politische Entscheidungen. Die nun erschienene deut-